
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 261. Bromberg, den 13. November 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(13. Fortsetzung.)

Daß der Josef die beiden Koffer des Fabrikanten in das Gärtnerhaus hinunter geschafft hatte, konnte natürlich den Argusaugen der Kleinstadt nicht entgehen; schon am andern Tag hatten die Unterlinger ein Stadtgespräch, das zu Mittag an vielen Tischen geführt wurde und am Abend den Anlaß zu manchem nachbarlichen Besuch gab.

Die es sich am einfachsten machten, meinten, der vom Schicksal hartnäckig verfolgte Herr Beilharz habe aus Gram den Verstand verloren; und sie fanden das um so leichter begreiflich, als er immer unumgänglich gewesen sei. Die etwas läuten gehört hatten, waren dreist genug über das Geläut zu munkeln; und sie wiederum fanden es selber nicht recht begreiflich, was der Fabrikant an dieser verhärmten und abgeschundenen Gärtnersfrau fände.

Weil keiner außer den Besprochenen von ihrer Begegnung auf dem nächtlichen Kirchhof und noch weniger von den Umständen wußte, die zu dieser Begegnung geführt hatten, blieb es auch den Witzigsten ein Rätsel, wie der offenbar verwirrte Mann zur Nacht in das vom Ruchberg weit abgelegene Weinberghaus hinauf gekommen war; denn daß ihn die Gärtnerfrau dort am Morgen gefunden und für den nichtsnutzigen Seppl gehalten hatte: dies war aus den Gesprächen des alten Nachbarn ruchbar geworden.

Den schweigsamen Fabrikanten selber hätte schon früher nicht leicht einer fragen können; jetzt, wo er fürs erste kaum noch im Ort gesehen wurde, war es völlig unmöglich. Die sich seit dem Vorfall der vergessenen Gärtnerei erinnerten, oder die zu ihren Spaziergängen eine Vorliebe für den kleinen Fahrweg bekamen, über den Hügel mit dem alten Steinkreuz unter den drei Linden hinüber und durch das Trillental — so hieß die Mulde, denn die Gärtnerei lag hinauf in den Wald: sah den merkwürdigen Mann ziemlich bei jedem Wetter an den jungen Bäumen werkeln. Und weil man wußte, daß er von je eine Liebhaberei mit der Obstzucht und Baumpflege gehabt hatte, daß er überdies ein Gärtnersohn war, fand man seine Rentnerbeschäftigung an und für sich verständlich, nur dies eben nicht, daß er sich dazu diesen verwahrlosten Obsthang ausgesucht hatte, der auf seinem Ruchberg die schönsten Spaliere, Kordons und Palmetten besaß, während er hier nur die simpelsten Halbhochstämme betreute.

Bis eines Tages das Rätsel zwar keine Lösung fand, die alles erklärte, aber doch die andern Vermutungen ihre Wichtigkeit vor der neuen Nachricht verloren: als der Bürgermeister nämlich in einer besonders einberufenen Sitzung des Gemeinderates die Mitteilung machen konnte, daß die Stadt nicht nur die Erbin auf dem Ruchberg nach dem Tode des Fabrikanten Beilharz sein sollte, wie sein hinterlegtes Testament ergäbe, sondern daß er ihr aus „bürgerlichem Gemeinsinn“ — wie in der Zeitung stand — den Besitz nun schon zu Lebzeit mit sofortiger Gültigkeit geschenkt habe samt einem ausreichenden Vermögen, da oben ein Waisenhaus, namentlich für Kriegerhinterbliebene, einzurichten und zu unterhalten.

Da hallte es außer jenen, die in jeder Suppe ein Haar finden, in Unterlingen anders wider von dem Wohltäter der Stadt; und die gewagtesten Vorschläge wurden gemacht, wie man dem „hochherzigen Mitbürger“ für diese „Betätigung seines Gemeinsinns“ danken, wie man ihn ehren könnte: durch einen Fackelzug etwa oder gar einen Brunnen mit seinem Namen oder die Ehrenbürgerschaft. Aber dazu mußte der Bürgermeister mitteilen, daß der Stifter sich jegliche Ehrung von vornherein verbeten habe. Die ausbedungene kleine Rente bis zu seinem Lebensende sei ihm Anerkennung genug! Die es danach auf eigene Faust versuchten, ihm ein Ständchen zu bringen oder ihm wenigstens über den Zaun einen Dank zu sagen, bekamen den Herrn Beilharz nicht zu Gesicht, weil er sich in der nächsten Zeit wie eine Schnecke in das Weinberghaus zurück zog, sobald sich jemand Verdächtiges der Gärtnerei näherte.

Als er sich nach einer Woche mit dem alten Josef in der Stadt zeigte, der als Hausmeister auf dem Ruchberg fast eine Respektsperson geworden war, hatten sich die Wellen der ersten Dankbarkeit schon wieder gelegt, und er kam mit ehrerbietigen Grüßen davon, wie sie dem Wohltäter der Stadt fortab gewiß waren, wo er sich zeigte; sofern nicht die kommenden Dinge denen, die es immer schlechter wissen, Grund zu neuer Verdächtigung gaben.

Über diese Wendung hatte der Herbst seine letzte Bläue ausgeleuchtet; aber im Trillental sah es längst anders aus als an dem Morgen, da der Herr Beilharz wie ein Gerichtsvollzieher den Zustand der Gärtnerei prüfte. Die erste Neuerung war ein Gehilfe gewesen, der in Holland gelernt hatte und die Gemüse- und Blumenzucht anders verstand als die Gärtner am See. Noch vor dem Winter wurde eine Gemüseglocke gebaut, wie die Fachleute das gläserne Haus nannten, mit Fenstern bis auf den Boden; auch kamen statt der alten Treibkästen holländische Rahmen, die nur über Erdwälle gelegt waren, rascher und billiger werkeln zu können.

Der alte Nachbar konnte nur staunen, was sich diese Holländer alles ausgedacht hatten, und Jakob, der Lehrling — den sie einstellen durften, weil der Gehilfe die Meisterprüfung gemacht hatte — spitzte Augen und Ohren, auch einmal solch ein Fachmann zu werden und solche Sprüche von sich geben zu können wie die: Wer am ersten sät, erntet manchmal zuletzt! Oder: Wie es der Großvater gemacht hat, das konnte der Vater schon nicht mehr gebrauchen! Oder: Nicht einmal Brennesseln wachsen von selber, wenn du sie nötig hast!

Der Gehilfe sagte diese und andere Weisheiten aber nicht auf Holländisch, sondern Schwäbisch, weil er Robert Schafheutle hieß und aus Feuerbach war. Er stellte so recht vor, was die Schwaben einen Schläuele nennen, konnte darum einen Vorteil stundenweit riechen, wie die Hunde eine läufige Hündin, und fand einen Schlupf, wo die andern nur Zäune und Stacheldraht sahen.

Im übrigen war er kein unfröhlicher Mensch, groß und aufrecht gewachsen mit einer runden Stirn und blauen

Zwinker-Augen, ein dümmlicher Pfiffikus, wie ihn der Herr Beilharz taxierte, aber zu Späßen geneigt, wenn sie ihn nicht selber betrafen. Durch ihn ging es im Trillental bald lebendiger zu als vorher; er hatte zwar seine Kammer unter dem Dach, aber er aß mit in der Küche, wo er den Lehrling hänseln und die Mädchen necken konnte. So unentwegt er bei der Arbeit war, so viel wurde geredet, wo er zur Nahrung niedersaß; denn auch dies gehörte zu seiner Natur, daß er gern und mit Verstand aß, wie er sagte: Du kannst dir Kummer und Spaß aufs Brot legen, wie du willst; und der Spaß schmeckt besser!

Sogar die Gärtnerfrau, über die das unerhoffte Glück wie ein Sonnenregen niedergerieselt war, gewann an dem Schwaben Gefallen, obwohl es ihr schien, er spräche doch etwas zu viel und am liebsten von sich. Nicht lange, so konnte sie selber schon mitlachen, und die Tränenspuren in ihrem Gesicht vergingen, wie auf den Landwegen im Sommer die Schneerinnen des Frühjahrs verschwinden. Es wurde im Trillental geschafft, drinnen und draußen, und Tag und Tag mehr kamen sie alle — auch die beiden Mädchen, die tüchtig mit angreifen mußten — in den Kreislauf der Arbeit, die, aus munterem Herzen getan, nichts so sehr wie das Herz in Munterkeit bringt.

Am wenigsten schien der Herr Beilharz von der Verwandlung ergriffen, die er selber als Zauberer angerichtet hatte. Er war nicht bei den fröhlichen Mahlzeiten in der Küche und auch in der Arbeit allein; denn er hatte sich als seinen Teil den Obsthang vorbehalten, in den ihm keiner hinein werkeln durfte, wie er sich selber jedes Einspruchs in die Treibhäuser enthielt. Er war, wie der schwäbische Späßler sagte, „der liebe Gott im Trillental", der das Wetter machte; aber schließlich schlug ihm diese spaßhafte Gottheit nicht weniger gut an als den andern.

Ihm von allen war sie am nötigsten gewesen; aber jener Geruch der Ziegenmilch, mit dem es begann, hatte sich rasch über alle seine Dinge verbreitet; und so eifrig, wie er an dem Morgen das Brot in die Milch gebrockt hatte, tat er danach mit der Arbeit, seine Tage schmackhafter zu machen, als sie ihm in seiner Fabrikantenzeit seit Jahren oder je gewesen waren. Ich hätte eben doch Gärtner werden sollen, trotz meiner Füße! konnte er ernsthaft überlegen und seinen Spott haben, daß er es trotzdem geworden war; denn allmählich war er so weit, keine Arbeit mehr zu scheuen und an der ärgsten Müdigkeit noch seine Befriedigung zu finden.

Um Wasser in seinem Obsthang zu haben, ließ er sich noch im Spätherbst — abseits vom Haus, damit sie nicht durch das Gepoch gestört würden — einen hydraulischen Widder einbauen, der ein Bassin oben füllte. Es ging ihm aber eben so sehr um das Weinberghaus, daß er dort Wasser habe; wie er auch eine Lichtleitung hinauf legen ließ und schon eine Grube mit Zubehör wie einen Schornstein angebaut hatte. Im Winter ging er dann selber daran, sich eine Decke und Wandverkleidung aus Nut- und Federbrettern zu täfeln. Wer den alten Herrn in seinem Wams oder in Hemdärmeln je da hätte sägen und hämmern sehen, hätte merken müssen, wie er mit Eifer etwas nachholte, was ihm die Knabenzeit vorenthalten hatte. Aber außer der Meisterin durfte niemand hinauf, weil er immer noch ein Eigenbrötler war, in der Arbeit wie sonst, nur daß die Eigenbrötelei nun einen rechten Blutkreislauf hatte.

So, wie er sich am ersten Abend in das Bett hinter dem Kattunvorhang gelegt hatte, als sei er nach langen Irrfahrten heim gekommen, so blieb es Tag für Tag und wurde zuletzt so, daß er sich darauf freute, mit gelösten Gliedern dazuliegen und geduldig den Schlaf abzuwarten, der sich über ihn senkte wie die Nacht über die Landschaft. Ihm war doch am meisten geholfen von allen im Gärtnerhaus; und die den Herrn Beilharz von früher gelegentlich wiedersahen, staunten, was für ein handfester Mann aus dem Fabrikanten geworden war.

*

Auf diese Weise wäre im Trillental alles in Ordnung gewesen, und die Sachen sahen nicht aus, als ob sie fürs erste groß geändert werden müßten; aber die Sachen werden von Menschen betrieben, die weder ein Räderwerk inwendig haben noch wie Schränke zusammengefügt und geleimt sind.

Im ersten Frühjahr schon wurde der liebe Gott im Trillental unerwartet gebraucht, weil alles, was im Winter zusammen gewachsen war, aus den Fugen ging; und der, bei dem es zuerst krachte, war der Robert Schafheutle aus Feuerbach.

Soviel nämlich, wie dem Herrn Beilharz aus der Frau Kleff, je mehr sie aus ihren Sorgen wieder zu Atem kam, das Theresle von neuem sichtbar wurde in der immer noch schlanken, aufrechten Gestalt, den flachsfarbenen Locken und sogar ihrem roten Polstermund, so sehr sah der Gehilfe, daß seine Meisterin eigentlich ein schönes Weibstück und darum zu Unrecht noch länger verwitwet war. Aber was der Herr Beilharz mit Genugtuung und gleichsam als eine Bestätigung seines neuen Daseins ansah, das war dem Schafheutle eine Lockung, es zu begehren. Um so mehr, als hier offenbar auch sonst ein Fachmann wie er am Platz war und sein Fortkommen finden konnte. Denn schließlich war er mit all seinem Fleiß und seinen Späßen der dümmliche Pfiffikus, wie der Herr Beilharz ihn eingeschätzt hatte.

Vielleicht, wenn in der Frau Kleff nicht das Theresle sichtbar geworden wäre, statt einer Witwe und Meisterin, hätte er es gleichmütig noch ein Jahr lang abwarten können, da sie ihn offenbar nicht ungern sah und ihm also der Einlauf in dieses durch den Fabrikanten im Rücken gestärkte Geschäft durch nichts bedroht war: so aber geschah es ihm schon im Frühjahr, daß er sich richtig verliebte und den kühlen Blick des Schwaben verlor.

Er sagte sich jetzt ein Sprichwort, das freilich am See mehr am Platz war als in Feuerbach: Frische Fische, gute Fische! Und noch dies: Warum soll ich warten, bis wir beide ein Jahr älter sind? Er stellte sich diese Frage sogar besonders gern, weil ihm das „wir beide" darin angenehm in die Ohren klang. Weil er aber ein wachsames Gefühl dafür hatte, daß er bei dieser Meisterin mit verliebten Blicken oder gar dreisten Anreden nicht zum Ziel käme, versuchte er es zuerst mit den kleinen Aufmerksamkeiten, die gar nicht verbindlich sind, keineswegs schaden können, aber den Vorteil gewiß haben, daß man sie gleichsam als Thermometer einhängen kann.

So etwa, wenn er der kleinen Hermine ein Sträußchen band, oder der Anna, dem älteren Mädchen, das einmal auf die Handelsschule gehen sollte, nach dem Rat des Herrn Beilharz, die Buchführung zu lernen, wenn er der Anna abends bei ihren Schulaufgaben half, oder wenn er der Gärtnerfrau selber die Wäsche von der Leine abnahm, weil die Frühlingssonne schon wieder in Wolken versank und ein Wetter drohte.

Er tat dies, wie ihm auch sonst die Arbeit von der Hand ging, ohne viel Aufhebens davon zu machen oder gar einen Dank abzuwarten. Und weil er schließlich ein wohlgewachsener Mann mit blauen Zwinkeraugen, kein Trinker und Raucher, kein Heimtücker war, so konnte es ihm nicht fehlen, daß die Meisterin hier und da gern einmal ein Wort mit ihm sprach, was nicht das Geschäft betraf: etwa, wenn sie sich nach seinen Jahren in Holland erkundigte, wohin er durch einen Onkel, der als Steuermann auf dem Rhein eine Holländerin geheiratet hatte, schon vor dem Krieg verschlagen worden war.

Sobald die Frau freilich Witterung hatte, daß ihre Freundlichkeiten wichtiger genommen wurden, als sie gemeint waren, hielt sie damit zurück, eben dadurch Hoffnungen in dem Schafheutle erregend, der sehr zu seinem Schaden ein dümmlicher Pfiffikus war.

Er kalkulierte: Schaut's da heraus! Sie will es mir nicht allzu leicht machen, und niemand soll ihr später nachsagen können, daß sie sich mir an den Hals geworfen habe. Sie ist eine richtige Frau und will mit standhafter Treue erobert sein!

Indem aber der Robert Schafheutle für seine Eroberung die Minen gelegt zu haben glaubte und es für an der Zeit hielt, dann und wann einen Schuß in die Festung zu werfen, der Meisterin seine ernste Absicht zu zeigen, fing er an, sich sowohl in der Distanz wie im Kaliber zu vergreifen, bis es eines Tages zu einem Ausfall kam, den er nicht mehr mißverstehen konnte als die entschlossene Absicht, die Festung zu verteidigen.

Unter seinen andern von ihm selber nicht unbemerkten Vorzügen hatte er nämlich auch diesen, daß er nicht nur die Zucht, sondern — was viel seltener ist — auch die Ernte und den Absatz verstand. So hatte er für ein Rhabarberfeld, das schon vordem dagewesen war, aber durch ihn glänzend im Wuchs stand, eine Vorausbestellung für einen Wagen nach München bewirkt; als nun die Frau aufrichtig erfreut mit dem Brief ins Treibhaus kam, wo er gerade

an seinem Pult stand, Notizen über Pflanzungen und Aussaaten einzutragen, machte es sich aufs günstigste für den Schwaben, daß sie nebeneinander vor dem Pult zu stehen kamen, er immer noch ein Stück größer als sie und darum imstande, von der Seite herab mit Vergnügen auf ihren Nacken und die krausen Flachshaare zu blicken.

Wie dann die Frau, die ihm den Brief hingelegt hatte, nicht erwartend, daß er ihn gleichsam nur mit einem Auge lesen würde, mit dem andern seine Spaziergänge zu machen; wie sie ihm ihre Anerkennung sagen, aber auch aus der Freude nach unvergessenen Nöten ihm aufrichtig danken wollte und also meinte: dafür müsse er eigentlich eine besondere Belohnung haben! da ritt den Schafheutle sein Fürwitz, dies für eine ausgeworfene Brücke zu halten. Jetzt oder nie! dachte er und stürmte los: da wisse er freilich etwas Schönes, das er sich schon lange wünsche und ihr nichts koste! sagte er mit absichtlicher Trockenheit; und als sie nicht merkte oder nichts merken wollte und ein wenig abschätzig fragte: Was das denn sein solle? warf er seine Handgranate: „Einen Kuß von deinem schönen Mund!" sagte er einen törichten Liedervers, und war noch in einem Schlupfwinkel seiner dümmlichen Pfiffigkeit stolz, daß er durch die Blume und also unverbindlich gesprochen habe.

Die Gärtnerfrau, die in diesem Augenblick ganz das Theresle wurde, wandte ihm überrascht ihr Gesicht über die Schulter zu, als wollte sie wissen: Ist er nur frech oder steht es schlimm? Wie sie die Begehrlichkeit seines Mundes und den flackernden Blick seiner Augen sah, weil er über seiner Dreistigkeit wild geworden war, wandte sie sich so rasch und bestimmt von ihm fort, daß ihm seine schon erhobenen Hände absanken, und ging hinaus.

Der Schafheutle, der nun erst merkte, wie er zitterte, sah ihr durchs Treibhausglas nach, wie sie draußen einen Augenblick schwankte, ob sie nach links zum Haus oder rechts gehen sollte; sie ging aber rechts zum Straßentor, über den Fahrweg hinüber die Steinstufen hinan in den Obstgarten, wo er sie ein paarmal hinter dem ganz jungen Grün verschwinden sah, bis sie sich eben am Weinberghaus auf die Bank setzte.

Der Schwabe wußte, daß sie allein ungefragt in den Bereich des Herrn Beilharz durfte; und er selber hatte gespäßelt: Die Meisterin darf den lieben Gott im Trillental stören! Aber daß sie von ihm und nach diesem Ereignis schnurstracks da hinauf ging und sich auf die Bank setzte, als ob dies heißen sollte: Hierhin gehöre ich! dies riß ihm mit einem Schlag den ganzen Nebelvorhang auseinander, dahinter er seine Hoffnungen gehäuft hatte: Schaut's da heraus! knirschte er zum zweiten Mal; und weil er an einem Ding seine erste Wut auslassen mußte, riß er den Rhabarberbrief aus München in Fetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Käpt'n Mußmanns Frau hat Geburtstag . . .

Kleine Seemanns-Humoreske von **Hannes Butenschön.**

An sich war Kapitän Mußmann kein übler Kerl — dennoch hatte die Mannschaft etwas an ihm auszusetzen. „Weißt du, Heini", sagte Tetje zum Koch in seiner Kombüse, „warum ist der Käpt'n immer so knickerig mit dem Landurlaub?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Heini, „wir lassen uns immer wieder auf ein volles Jahr zur Kopra-Fahrt anheuern, aber jedesmal, wenn wir nach Afrika kommen, gibt's keinen Landurlaub. Nicht mal in Lissabon, wo wir auf der Heimfahrt Weintrauben für die Rückfracht laden, läßt uns der Käpt'n unser Vergnügen. Und dabei gibt's doch in Portugal so bannig feute Deerns . . ." Heini kniff fidel das eine Auge zu und die ganze Mannschaft lachte.

„Es muß etwas unternommen werden", nahm Tetje wieder das Wort. „Jungens, ich will euch etwas sagen: Wir müssen dem Käpt'n einfach was schenken! Das hilft bestimmt."

„Schenken?" meinte Heini und schüttelte den Kopf, „da habt ihr euch verrechnet — der Alte läßt sich nichts schenken. Der beißt unnahbar wir nur irgend einer.. Er hat überhaupt nur eine schwache Stelle, und das ist seine Frau in Poppenbüttel bei Hamburg."

„Na also", rief Tetje, „dann schenken wir der etwas, um sein Herz zu gewinnen!"

„Nicht gerade übel", meinte Heini, „der Alte hat mir vor einigen Tagen beim Grog erzählt, daß sie im nächsten Monat Geburtstag feiert. Vierzig Jahre. Na, und da will der Alte so'n bißchen Tamtam machen. Das trifft sich famos, wir legen Mitte nächsten Monats wieder in Hamburg an, und dann könnte der Spaß los gehen."

„Tja", sagte der Zweite Steuermann und kraute sich hinter den Ohren, „aber was schenken wir ihr, Jungens?"

Heini sprang vom Bock herunter, kniff wieder das eine Auge zu und sagte leise: „Ich werde den Alten mal ein bißchen ausholen! Morgen abend sage ich euch Bescheid."

Am nächsten Abend saß man wieder in der Kombüse beim Koch und hielt Kriegsberatung ab. Heini machte ein ziemlich bedripptes Gesicht. „Ich habe mit dem Alten gesprochen", sagte er, „aber dienstlich wollte er natürlich nichts zur Kenntnis nehmen. Ganz privat erzählte er mir jedoch beim Grog, daß eine silberne Damenuhr nicht in Frage käme, weil seine Frau schon drei Stück besäße. Ich fragte ihn geradezu, was seiner Frau am meisten Freude bereiten würde. Was glaubt ihr, was er geantwortet hat?"

„Na, und?" fragte der Zweite Steuermann.

„Nur eine Kleinigkeit", hat er zu mir gesagt, „sie wünscht sich schon seit Jahren einen modernen 5-Röhren-Fernempfänger, um sich in Poppenbüttel die Zeit zu vertreiben, wenn ihr Mann ein ganzes Jahr auf Afrikafahrt ist."

„Donner und Doria! So ein Radioapparat kostet an die 400 Mark. Wie sollen wir so einen Betrag aufbringen, selbst wenn wir alle zusammenlegen?" Tetje blickte ratlos von einem zum andern.

Ein Weilchen herrschte Schweigen. Der dicke Tabaksqualm stieg an die Decke. Dann zog ein freudiges Grinsen über Heinis verwitterte Seemannszüge. „Jungens", flüsterte er, „paßt mal auf, ich habe einen Gedanken — — —"

Es war tatsächlich eine feudale Geburtstagsfeier da draußen in Poppenbüttel, wo Käpt'n Mußmann sein Landhäuschen besaß. Heini, Tetje und der Zweite Steuermann stiegen bei den Landungsbrücken auf die Hochbahn, wechselten unterwegs auf eine andere Bahn und landeten mit dem kostbaren Gerät eine Stunde später glücklich in Poppenbüttel. Käpt'n Mußmann strahlte über das ganze Gesicht und murmelte einige dunkle Worte wie „Nicht nötig gewesen", dann drückte er jedem die Hand, reichte einen Schnaps und eine Handvoll guter Zigarren, und die Geburtstagsfeier ging mit echtem, rechtem Seemannshallo weiter . . .

Eitel Glück und Sonnenschein war über die Mannschaft des Kopradampfers hereingebrochen. Der Alte hatte sein muffiges Wesen abgelegt, und — Wunder über Wunder — er gab sogar Landurlaub in Lissabon, auf der Heimreise. In Afrika war er allerdings nach wie vor dickköpfig geblieben, aber schließlich fühlte er sich ja in dem entsetzlichen Klima der Reederei gegenüber für den Gesundheitszustand seiner Mannschaft verantwortlich. Die Jungens mußten ein Einsehen haben, und sie hatten es!

Tetje hatte sich auf Sankt Pauli ein Schifferklavier gekauft, und abends auf Deck ging es dann los: „Schön ist die Liebe im Hafen — schön ist das Leben auf See . . ." Es war eine wundervolle Heimfahrt — leider aber auch die letzte, denn das Schiff wurde außer Dienst gesetzt, und der neue Kopradampfer sollte erst im nächsten Sommer fahren, so daß die Mannschaft entweder eine Saison überspringen oder zu einer anderen Linie übergehen mußte. Na, laß gut sein, die meisten würden sich auf dem Hamburger Heuerbureau sowieso auf eine neue Linie umschreiben lassen.

Sowieso? Warum denn? Nun, das soll sich gleich zeigen:

Es war am Silvesterabend, und Käpt'n Mußmann stellte in seinem Poppenbütteler Landhäuschen gerade das traute Lied ein „Es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein", als es an die Tür klopfte. Zwei Männer, ihre Mützen in den Händen, traten herein.

„'ntschuldigung, Käpt'n!" sagte der ältere und reichte dem Seebären einen Zettel. „Wir sollen den Radioapparat wieder abholen!"

„Seid ihr etwa übergeschnappt?" schrie der Käpt'n.

„Die Miete ist leider abgelaufen", sagte der Mann mit der Mütze in der Hand, „es steht ja auf dem Zettel, daß nur bis zum 15. Dezember bezahlt wurde. Mein Chef hat anstandshalber noch 14 Tage gewartet, aber da heute letzter Jahrestag ist und die nächste Vierteljahresmiete 60 Mark beträgt . . ."

„Verflixt und zugenäht — gemietet???" brüllte der Kapitän.

Dann hörte er neben sich plötzlich den Ausruf: „O, diese Seeleute!", und seine Gattin sank ihm in die Arme. Mußmann aber ging ein dickes Licht auf. Deshalb lächelte Heini damals so verdächtig, als seine Frau ausrief: „Aber Sie sollen mir doch nichts schenken, meine Herren!" Der Bursche hatte darauf die Antwort gegeben: „Wer redet denn von Schenken, gnädige Frau? Wir bitten nur um die Erlaubnis, dieses Gerät in Ihrem Zimmer aufzustellen!" — damit hatten die Halunken tatsächlich die reine Wahrheit gesagt.

Die Gemme.

Eine Beethoven-Geschichte von **Walter Persich.**

Die Anmut Mozarts ist verweht, die Kühnheit Glucks vergangen und auch des Meisters Haydn klingende Stille nicht mehr hörbar — doch jetzt schwebt wieder ein Name auf aller Lippen, schüttet ein kühner, ins Zukünftige strebende Künstler seinen Herzensreichtum aus: Ludwig van Beethoven! Man erzählt sich viel von diesem gedrungen starken Manne mit dem bösen Gesicht und den strahlenden Augen, mit dem wirren Haupthaar, der unordentlichen Krawatte, dem schweren Gang. Man flüstert von einem geheimnisvollen, schweren Leiden.

Doch was wissen die Menschen in Wahrheit von ihm? Oft sieht er aus wie der Ärmsten einer, und es geht ihm auch nicht gut in den alltäglichen Dingen. Oft ist seine Tasche leer, und oft klimpern die Krontaler und Dukaten ein paar Tage ein lustiges Lied in seinem Rockfutter, in das sie wieder einmal durch ein Loch der Taschennaht gerutscht sind. — —

Der Juwelier lächelt über den seltsamen schwerhörigen Mann. Er hat die Gemme auf die Glasplatte des Ladentisches gelegt und sich bemüht, den Kunstwert des zierlichen Handschnitzwerkes in der barocken Goldeinfassung zu erklären. In des Fremden breiter Hand liegt das Schmuckstück: ein Mädchenkopf, umrahmt von griechisch geknotetem Haar. Seine aufgeworfenen Lippen, die so seltsam stolz in diesem von der Not gezeichneten Gesicht erscheinen, flüstern: „Giulietta!"

Dann schiebt er die Gemme in die Rocktasche, wirft die geforderte Summe auf den Ladentisch und eilt ungestüm hinaus. Im Menschengewühl drängt er vorwärts, seine Züge werden verklärt, und nur er hört das Brausen der gewaltigen, aus der Ewigkeit ihn umströmenden Töne: „Erfüllung — Glück!" jubeln sie an seinen nahezu tauben Ohren — Giulietta!

Bald steht er vor dem prächtigen Hause des k. und k. Hofrats Guicciardi. Heute ist der Tag, daß er sich dem Hofrat erklären und die Einwilligung zu der geplanten Verbindung empfangen soll.

Ein Bedienter öffnet. — „Melden Sie mich dem Herrn Hofrat!"

Beethoven muß die Hand ans Ohr legen, um die Worte des Mannes zu verstehen: „Der Herr Hofrat sind zum Grafen Gallenberg gefahren."

Gallenberg! Ein armer Adliger, der Giulietta mit seinen Huldigungen verfolgt . . . Man wird etwas zu besprechen haben — der Adelskalender verbindet selbst Menschen, die einander wenig leiden können. „So melden Sie mich der Frau Hofrätin!"

„Die Frau Hofrätin sind auch mit zum Grafen Gallenberg gefahren."

„Zum Donnerwetter, stehen Sie nicht so steif da. Sie Wachsfigur — melden Sie mich der Gräfin Giulietta!"

„Dero Gnaden sind ebenfalls zu — ihrem Verlobten, dem Herrn Grafen Gallenberg, gefahren!" Der Bediente schlägt die Tür zu . . .

Zu ihrem Verlobten! Ja, dem Hofrat ist diese Verbindung immer noch besser erschienen als die mit einem Musikanten — mit dem Meister der deutschen Musik!

Wie er zurückgelangt ist zu seiner Behausung, weiß Beethoven nicht. Drei Tage und drei Nächte sitzt er bewegungslos vor dem Flügel. Seine Hände sind verkrampft um die Gemme, das wundersame Schnitzwerk eines stillen, verträumten, dienenden Künstlers. Am dritten Tage fällt sein Auge auf die Seiten eines aufgeschlagenen Buches von Napoleon: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die *meinige!*"

Kaum ist ihm bewußt geworden, was er soeben halb träumend aufgenommen, gleiten wie unter fremdem Befehl die bis dahin toten Hände über die Akkorde, taucht das Motiv der Eroica wieder auf. Er hat es nicht bemerkt, daß die Gemme seinen Händen entglitt und am Boden liegt — er ertrinkt im Rausch der Musik.

Erst im Abenddämmer kann er sich erheben — gelöst, befreit, leergebrannt, ohne allen Schmerz. Jetzt wird die Symphonie vollendet. Der Tag zerfällt langsam ins Nichts der Nacht. Der Meister geht dem zerstäubenden Schimmer entgegen zum Fenster. Sein Fuß knirscht über etwas Hartes, doch seine kranken Ohren vernehmen nicht das Geräusch.

Schüchtern klopft die Bedienerin. Sie stellt wortlos die Lampe auf den Tisch und schleicht angstvoll hinaus. Dort leuchtet auf dem Tisch Papier? Ach ja, er wollte dem Maler Macco die bevorstehende Hochzeit melden — nun muß er den Brief anders beenden!

Sein Auge irrt durch den Raum — auf dem Boden liegt zertreten Gold und Weiß — er bückt sich: die Gemme für Giulietta! Ja, er hat sein eigenes Opfer, sein Angebinde für die letzten Dukaten und Taler aus der zerfetzten Tasche, zerstört — vorwärtsgetrieben von der Musik, von der Macht der Eroica!

Entschlossen wendet er sich ab, sitzt am Tisch, und seine Feder eilt über den Bogen: „Malen Sie, und ich mache Noten, und so werden wir — — ewig? — ja, vielleicht ewig fortleben!"



Bunte Chronik



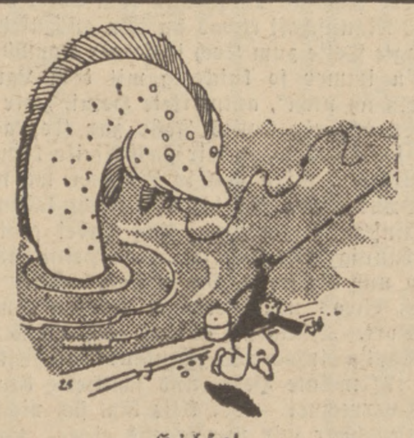
Millionen Jahre alte Perlen.

In Kalifornien wurden unlängst Ausgrabungen durchgeführt, in deren Verlauf einige Perlen gefunden worden sind, deren Alter von Sachverständigen auf mehrere Millionen Jahre geschätzt wird. Die chemische Untersuchung dieser Perlen ergab, daß sich ihre Zusammensetzung von den heute gefundenen Perlen in keiner Weise unterscheidet und daß auch sie schon von einem Weichtier stammen mußte, das zweifellos mit unserer Auster gewisse Ähnlichkeit hatte. Noch heute weisen die Perlen aus der Urzeit einen schattschimmernden Glanz auf. Derartige Funde vorgeschichtlicher Perlen sind übrigens schon in England und in Texas gemacht worden.



Lustige Ecke





Hilfe!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.